

drüben Arcifes, die mit ihrem süßen, bühnenhaften Wahlschrei das Zeichen zu all diesen Vergewaltigungen und Beschimpfungen gaben, denen die Arbeiterschaft nun seit Wochen ausgeführt war. Und das Urteil ist vernichtend ausgefallen. Die Arrangements der Kassation sind von der Arbeiterschaft des dritten Arcifes mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden. Der Lorbeer des Sieges ist denen zugefallen, die nach der Meinung des hohen Kantonsrates nicht siegen durften. Und welcher Sieg ist es, den die Arbeiterschaft erfochten hat! Alle 27 Kassierten sind wiedergewählt. Und sie sind wiedergewählt mit weit höheren Stimmenzahlen und mit einer viel wichtigeren Mehrheit als am 27. April! Während die durchschnittliche Stimmenzahl der sozialdemokratischen Kandidaten am 27. April 4600 betrug, beträgt sie heute 5900. Die Kandidaten der Arbeiterschaft haben gestern durchschnittlich 1300 Stimmen mehr auf sich vereinigt, als am 27. April. Die Kandidaten der bürgerlichen Parteien aber haben durchschnittlich 400 Stimmen eingebüßt. Da es bei der ungeheureren Erbitterung, womit der Wahlkampf geführt wurde, gänzlich ausgeschlossen ist, daß bürgerliche Stimmberechtigte der sozialdemokratischen Liste zugestimmt haben, und da nur einige Hundert Stimmberechtigte mehr zur Urne gegangen sind als am 27. April, so ist zur Erklärung des Stimmenrückgangs der bürgerlichen und des Stimmengewinns der sozialdemokratischen Kandidaten nur die einzige Annahme möglich, daß am 27. April die bürgerlichen Parteien Stimmentzettel, die sonst der Arbeiterschaft zugefallen wären, im großen Maßstab gestohlen haben. In dieser Thatfache liegt ein politischer Humor, der seinesgleichen sucht. Die Herren, die gegen die am 27. April angeblid mit den „verwerflichsten Mitteln“ in den Kampf gezogene Arbeiterschaft als moralische Ankläger auftraten, sind heute als die eigentlichen Wahlschwindler entlarvt und gerichtet. Wenn die berühmte „Strafende Gerechtigkeit“ nicht bloß ein metaphysischer Begriff der Ethiker und Moralisten, sondern lebendige Wirklichkeit wäre, hier könnte man sagen, daß sie sich geoffenbart habe.

Die politischen Folgen des beispiellos glänzenden Wahlsieges vom Sonntag lassen sich heute noch gar nicht absehen. Sicher ist zunächst, daß er für die schweizerische Arbeiterbewegung ein lauter Weck- und Kampfruf sein, das Vertrauen der Arbeiterschaft in ihre eigene Kraft, die Ueberzeugung von der Richtigkeit und Notwendigkeit eines entschiedenen und geschlossenen Auftretens mächtig stärken und so zu einem wohlthätigen Anstoß für die ganze Bewegung werden wird. Dann aber ist ebenfalls sicher, daß der Sieg vom Sonntag bereits das Trompetensignal für den Kampf um die Mehrheit in der Stadt Zürich ist und daß er diesen Kampf selbst nicht nur in nähere Ferne gerückt, sondern auch durch sein anseuerndes Beispiel Garantien des Erfolgs in diesem Kampfe geschaffen hat. Daß es für die Arbeiterschaft nicht gleichgültig ist, ob im Kantonsrat ein Duzend oder aber mehr als drei Duzend Arbeitervertreter sitzen, leuchtet ein. Das Vorhandensein einer starken sozialdemokratischen Fraktion im Kantonsrat und der wichtige Rückhalt, welchen das glänzende Wahlergebnis der Fraktion wie dem einzelnen giebt, bedeutet dann zweifellos auch eine andere Tonart, die von sozialdemokratischer Seite zur Anwendung kommen wird. Es wird in Zukunft, um das Wort zu zitieren, das Genosse Pfarrer Pfleger unter stürmischem Beifall an der gestrigen Siegesfeier sprach, „etwas weniger geflüstert, dafür aber mehr gepfiffen werden“. Die sozialdemokratische Fraktion, aber auch die Gegner wissen nun, daß die Arbeitervertreter einen Stützpunkt und Rückhalt in der großen Masse des arbeitenden Volkes haben; wenn sie sich gegen Uebel- und Mißstände, gegen Rechtsverlegung, Willkür und Gewaltthat erheben, gegen Wehre setzen. Und dieser entschiedener Ton im parlamentarischen Leben des Kantons wird für die Arbeiterschaft des Kantons Zürich ein kräftiger und steter Ansporn zu energischer Agitations- und Organisationsarbeit sein. Es wird die schärfere Tonart im Kantonsrat aber auch zurückwirken auf die Haltung der sozialdemokratischen Vertreter im Großen Stadtrat von Zürich, in dem die Arbeitervertreter noch weit mehr Gelegenheit haben, die Interessen der Arbeiter zu vertreten, als im Kantonsrat. Sicher aber ist endlich, daß der Sieg vom Sonntag dem Proporz, dieser alten Forderung der zürcherischen Arbeiterschaft, mächtig die Wege gebnet hat. Das ausschließliche Vorgehen

der sozialdemokratischen Partei und der wichtige Erfolg dieses Vorgehens sind ein politischer Anschauungsunterricht für die Gegner des Proporz. Sie lernen dadurch die Wohlthaten des Mehrheitswahlsystems an eigenen Leibe kennen und es wird ihnen schwer fallen, sich den wichtigen Lehren dieses Anschauungsunterrichts auf die Dauer zu verschließen.

So erscheint das Volksgericht vom 31. August nicht nur als ein Tag gerechter Wiedervergeltung, sondern auch als Ausgangspunkt einer fruchtbringenden politischen Entwicklung in Stadt und Kanton Zürich.

Die Verweltlichung.

Aus Paris schreibt man uns unterm 1. September: In Frankreich ist nicht nur die Entstehung von Gesetzen, sondern auch ihre Anwendung viel enger als anderswo an die aktuellen politischen Ereignisse, an die gegebene politische Situation geknüpft. Diesem Schicksal entging selbst das Gesetz von 1886 über die Verweltlichung der öffentlichen Primarschulen nicht, eines der Grundgesetze der dritten Republik. Zwar für die Knabenschulen hat das Gesetz eine kurze Frist von wenigen Jahren festgesetzt, innerhalb deren die Erziehung des geistlichen Lehrpersonals durch ein weltliches vollzogen werden mußte. Nicht so aber in Bezug auf die Mädchenschulen. Der Unterschied erklärt sich daraus, daß es anfänglich an weiblichen Lehrkräften fehlte. Aber auch nachdem die Lehrerinnenseminare ein hinreichendes weltliches Lehrpersonal herangebildet hatten, blieb die Verweltlichung der Mädchenschulen wesentlich dem freien Ermessen der Gemeinderäte oder der Präfekten anheimgestellt. Die Verweltlichung trat obligatorisch nur dann ein, wenn eine Konne verstarb oder demissionierte in einem solchen Departement, wo ein Lehrerinnenseminar seit vier Jahren bestand.

Wie faumelig die verschiedenen Regierungen und ihre Präfekten die Möglichkeit der Verweltlichung benutzten, zeigt die Zahl der am Anfang 1902 noch bestehenden öffentlichen Konnenschulen für Mädchen. Nach amtlichen Angaben waren es 3588 Primarschulen, 457 Kindergärten (écoles maternelles) und 374 gemischte Schulen mit einem Lehrpersonal von 7170 Konnen. Verweltlicht wurden 1886—1902 im ganzen bloß etwa 3500 Mädchenschulen, nicht einmal die Hälfte! In den einzelnen Jahren schwanken die Verweltlichungszahlen sehr wenig, ausgenommen die Jahre 1897 und 1898, in denen sie von der durchschnittlichen Zahl 300 bis 350 auf 121 sinken. Damals befand sich ja am Ruder das klerikalfreundliche Kabinett Méline. Dann stieg die Zahl der Verweltlichung unter dem Kabinett Waldeck-Rousseau bloß auf 512 bzw. 502 im Jahre.

Erst mit dem neuesten Feldzug gegen den Merkantilismus entsann man sich der faumeligen Anwendung des Gesetzes von 1886. Im Finanzgesetz von 1902 wurde nun durch einen besonderen Artikel endlich eine Frist für die Verweltlichung der öffentlichen Mädchenschulen festgesetzt; drei Jahre, gerechnet vom Januar 1903, für die Gemeinden, die Eigentümerinnen der Schulgebäude der Konnenschulen sind, zehn Jahre für die übrigen Gemeinden. Doch bedurfte es des Kampfes gegen die privaten Konnenschulen und besonders des gewaltigen Widerstandes seitens der Merkantilen, um die Verweltlichung der öffentlichen Mädchenschulen wirklich in Gang zu bringen. So meldet in den letzten paar Wochen der Telegraph fortwährend über Verweltlichung von Duzenden von Schulen in allen Ecken des Landes. Ein weiterer Beweis, daß der bisherige Schneidengang der Verweltlichung lediglich der klerikalfreundlichen Saumseligkeit der Präfekten bzw. der wohlwollend-neutralen Nachlässigkeit der Regierung zuzuschreiben ist. In den letzten drei Monaten wurden bereits ca. 1000 Schulen verweltlicht. Und es wird flott weiter verweltlicht werden, so lange — die gegebene antikerikale Kampfsituation fort-dauert.

Deutsches Reich.

Aus Posen.

An die „stürmischen Ovationen“, unter denen der König von Italien eben die deutsche Erde verlassen hat, reißen sich die „stürmischen Ovationen“, womit der deutsche Kaiser am Seebande auf polnischer Erde empfangen worden ist. In besonderen

wurde er begrüßt durch eine Ansprache des Oberbürgermeisters Wittig, der mit der Versicherung begann, daß die Stadt „ähnlichen Glanz“ nicht gesehen habe, seit König Friedrich Wilhelm III. mit der Königin Luise in Posen eingezogen sei. Er behauptete, daß in dem verflochtenen Jahrhundert an die Stätte tiefsten Verfalls preussischer Geist, Zucht und Ordnung in Posen eingeleitet sei und schloß mit der glaubwürdigsten Versicherung, daß „aus jeder Veist das Gelübnis emporsteige“: Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein.

Man kann die schöne Rede nicht ohne Thränen der Rührung lesen. Zur Zeit des „tieftsten Verfalls“ gedieh bekanntlich äppig die historische Klasse des polnischen Judentums, und einer davon, Namens Wittkowski, siedelte gleich manchem anderen nach Berlin über. Er war ein braver, tüchtiger Mensch, der sich von allen unerfreulichen Eigenschaften seines sozialen Milieus zu emanzipieren wußte, mit Guido Weiß zusammen Ende der letzten Jahre die Zukunft, ein tapferes demokratisches Tageblatt, begründete und übrigens zwei Söhne zeugte, die, befeelt von „preussischem Geist, Zucht und Ordnung“, von ihrem wackeren Erzeuger abrückten. Der eine nannte sich Harden, machte in altem Kurs, gründete eine Wochenchrift für Fruttifizierung des Wisnärädischen Kaisers über den Kaiser, die er mit schallhaftem Humor über die väterlichen Traditionen die Zukunft taufte, während der andere sich Wittig benannte, die Bahnen des neuen Kurzes beschritt, und mit nicht minder schallhaftem Humor die Wege seiner Ahnen germanisierte, denn er ist ein Preuße, will ein Preuße sein.

Der Kaiser erwiderte auf die Ansprache des Oberbürgermeisters Wittig, daß er das Rayongesetz für die Stadt Posen aufgehoben habe und daß die Posener sich dieser großen Wohlthat würdig zeigen sollten. Wenn er dabei die Hoffnung aussprach, daß die Beseitigung der Posener Wälle auch der ärmeren Bevölkerung bessere und menschenwürdiger Wohnräume schaffen werde, so brauchen wir unseren Lesern nicht erst diese Illusion als solche nachzuweisen. So leicht ist die proletarische Wohnungsnot nicht zu beseitigen, sonst wäre sie längst beseitigt worden.

• Berlin, 3. September. Die Nachricht, daß der Oberleutnant Hildebrandt den Abschied erhalten habe, wird von bürgerlichen Blättern demontiert.

Die Konstitution des Versammlungsgesetzes als besonderer Festschmuck der Posener Kaiserlage bestätigt sich. Dem Wirt des sozialdemokratischen Versammlungslokals in Posen ist folgendes Schreiben vom Polizeipräsidenten zugegangen:

Im Interesse der allgemeinen Sicherheit und Ordnung untersage ich Ihnen hiermit auf Grund des § 10 Teil 2 Titel 17 des Allg. Landrechts die Vergabe Ihres Lokals zu Versammlungszwecken für die Zeit vom 1. September mittags 12 Uhr bis 5. September mittags 12 Uhr.

Im Falle des Zuwiderhandelns gegen die Verfügung wird für jeden einzelnen Fall gegen Sie eine Ordnungsstrafe von 150 Mk. auf Grund des § 182 des Landesverwaltungsgesetzes festgesetzt werden.

Der § 10 Titel 17 Teil 2 des Allg. Landrechts lautet: „Die nötigen Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung und zur Abwendung der dem Publikum oder einzelnen Mitgliedern desselben bevorstehenden Gefahr zu treffen, ist das Amt der Polizei.“

Die Verfolgung des Beschwerdemasses muß ergeben, ob die verfassungsmäßigen Rechte wirklich mit solch eleganter Handhabung befreit gehalten werden können?

Der Fleischwucher. Wie die Fleischnot auch Blättern, die sonst stockblind durch die Welt tappen, den Star sticht, ist ergründlich zu sehen in einem Verzweiflungsausflug des Meßler Kreisblattes: „Die neueste Preissteigerung ist die des Fleisches. 65 Pfennige pro Pfund wollen die Schlächter für das Rindfleisch haben. Seit Monaten geht der Verdienst der Arbeiter infolge der schlechten Zeiten zurück und trotzdem zieht man von allen Seiten die Schrauben an, die als Fülle auf Verbrauchsmittel erscheinen. Das konsumierende Publikum ist eben die Citrone, die nach Kräften ausgepreßt wird.“ Auch aus dem sächsischen Erzgebirge wird lebhaft über die Fleischteuerung geklagt. In Stolberg z. B. kostet ein halbes Mils Schweinefleisch 90 Pfg., Kalbfleisch 80 Pfg., geräucherter Speck 1.20 Mk., während die gleichen Fleischsorten in nachbarlichen Böhmerlande um beinahe ein Drittel des Preises (!) billiger zu haben sind. Die ergebnislosen Arbeiter „erzweuen“ sich eines Wochenverdienstes von 11—12 Mk. Man kann sich lebhaft vorstellen, wie es da um die Ernährung der Familien bestellt sein muß.

gestanden, jetzt Kartoffelacker; und dort ein morscher Stumpf, wo früher der alte Holzbirnbaum sich gebreitet. Auch von den Kiefern am Sandberge waren welche gefällt und neu angeschont.

Sie umfasste alles mit einem zärtlichen Blick, und dann lief sie hinein ins Dorf, ihr schlafendes Kind sorgsam verhüllend.

Als sei sie gestern hier weggegangen! Nein, als sei sie nie fortgewesen!

Sie klinkte die obere Thür auf, deren obere Hälfte immer offen stand, um dem dreisten Hühnervieh den Ein- und Ausflug zu gestatten.

In der Stube saßen sie alle beim Vesper, ganz in den Genuß der Pflaumenmusschnitten versenkt; der Vater trank einen Kaffee dazu. Sie sahen verwundert auf, ohne sie zu kennen.

Mine stand auf der Schwelle, wie eine Fremde. Sie hätte nichts sagen können; ihre Lippen zitterten vor Bewegung.

Da schrie Emma, die der Thür zunächst saß, hell auf: „Jesef, es is de Mine!“

Sie sprangen alle auf; nur der Vater blieb sitzen. Er sagte nicht: „Guten Tag“, auch nicht: „Seh Der!“

Mine gab der Mutter schen die Hand — sie fühlte sich auf einmal so gedrückt, sie wußte selber nicht warum — und danach auch den Geschwister. Da waren sie ja alle, Max, Cilla, Heinrich, Emma; nur Male fehlte. Statt ihrer war da eine junge häßliche Frauensperson, die, als Mines fragender Blick sie traf, sich abwandte und an der großen faltigen Schürze zupfte, die ihre starken Hüften verbergen sollte.

„Wie geht Der'sch, Mutter?“ fragte Mine leise.

„Gutt!“

„An Euch?“

„Doch gutt“, erwiderte Max für die Geschwister. Dann war's still; kein Mensch sprach ein Wort. Man hörte eine Brunne surren. Der Vater guckte immer vor sich hin und atzte weiter.

Jetzt fragte Emma neugierig, indem sie an der Schwester Luch zupfte, „Was haste da?“

„Mein kleenes Mädel“, sagte Mine tapfer und schlug das Luch zurück.

Wieder dasselbe Schweigen.

Mine sah sich um, ihre Blicke suchten die Mutter — die schaute zur Erde.

Die jüngeren Geschwister gafften.

Der Vater atzte noch immer, jetzt schnitt er sich ein neues Stück Brot ab und strich sich's.

Die fremde Frauensperson hatte sich ans Fenster gestellt, den Rücken nach der Stube gedreht.

„Wo is denn de Male?“ fragte Mine mit dem Versuch, ganz harmlos vertraulich zu reden.

„'s geht 'r gutt“, sagte irgend jemand Knapp.

„Ja, wo is se denn?“ Das thut mer aber an, daß ich de Male nich seh! Se war immer so en guttes Mädel, 's wird 'r ooch leid sein!“

„Das weez mer nich“, sagte Max und ein halb höhnisches, halb verlegenes Lächeln zuckte um seine schwach bärtigen Lippen.

Dann war's wieder still.

Wenn sie doch nur ordentlich reden wollten! Mine wechselfte die Farbe. Hätten sie lieber laut gepölkert; besser, als dies eifige Schweigen! Unwillkürlich preßte sie Fridchen fester an sich, sie mußte an dem Kind einen Halt suchen. Sie war ja so allein.

„Jesef, so red't doch!“ stieß sie endlich heraus, mit

einem tiefen zitternden Atemschöpfen: Reden, reden, so hielt sie's nicht mehr aus! Lieber selber davon anfangen!

„Biste mer beese, Mutter? Mutter, kuck mer doch an!“

„Seh Der“, sagte die Mutter, aber sie sah noch immer die Tochter nicht an.

Schwer ließ sich Mine auf den nächsten Schemel fallen; sie war jetzt auf einmal ganz schwach, ganz todmüde, froh, daß sie nur sitzen konnte. Das Luch hielten ihre bebenden Hände nicht mehr zusammen, frei saß Fridchen im schottischen Mäntelchen auf ihrem Arm und sah sich mit runden blauen Augen um.

„Mutter“, sagte Mine, „is se nich en hübsches, kleenes Mädel?“

Da drehte die Frau sich ab und fing an, am Herd zu hantieren und mit Geschirr zu klappern.

„Batter!“

„Was geht mer'sch an?!“ Barthel Heinze spuckte aus. „Das Mus is heuer nich gutt geraten, Mutter; angebrennt. 's schmeckt bitter!“

„Batter!“ Mine hatte sich vorgereckt und versuchte über den Tisch weg, seine Hand zu fassen. „Batter, sel nich so! Kuck mer doch an! Red doch mit mer!“

„Ich red ju mit Der“, sagte er widerwillig. Und dann nach einer Pause grob: „Nach, daß De wieder hinkommt, woher De gekommen bis. Ich meen“, bei uns haste nischte zu suchen. Geh nur hin, wo der'sch so gutt geht, daß de Batter un Mutter, die sich's am Maule abgewart han, vergißt, un alles verjuzst. Geh nur!“

„Ich hab Euch doch sechsundzwanzig Mark geschickt — acht Thaler un zwanzig Groschen! Ich hätt gern mehr geschickt, wenn ich's gekannt hätt“, murmelte Mine.

„Kannst gutt reden, ich weez von nischte.“

(Fortsetzung folgt.)